

(Nachdruck verboten.)

1) Die Stadt.*

Roman von Nicolaus Krauß.

I.

„Na, Kleines, ist er schon wieder zu heiß?“
Das Kerlchen, dessen Kinn kaum die Höhe des runden
Ehrtisches erreicht, bläst eifrig in sein Kaffeetöpfchen.

„Ein bißl, Kostfrau . . .“

Der Kleine pustet, daß ihm die Augen quellen; eine
Kaffeewelle schwappst über den Rand des Gefäßes. Rasch
stellt er den Becher auf den Tisch und reibt sich die Hände,
während er von einem Bein auf das andre hüpfst.

„Fitt! . . . fitt! . . . fitt! . . .“

„Essen! . . . Essen! . . . Essen! . . .“

Die Studenten kommen durch den Kloben in die Küche;
die einen im Schreilchritt mit den Büchern unterm Arm, sie
nehmen sich nicht die Zeit, einen Stuhl zu suchen, während
die Kostfrau die Porzellanbecher füllt, knappern sie schon an
den Semmeln; der alte Lehramtskandidat und der, den sie
den „Pfarrer“ heißen, schreiten daher wie Männer in Amt und
Würden. Der frühere Maurergeselle nimmt die Schöbe seines
Leibrocks auseinander, läßt sich nieder, brockt die Semmel in
den Kaffee, langt nach dem Löffel, fährt mit der Linken über
Schnurr- und Backenbart und ist langsam und mit Verstand;
daß er studieren kann, hat er seiner Hände Arbeit zu ver-
danken, was er hier verzehrt, hat er erworben, Essen und
Trinken ist ihm ein Vergnügen, das er auskostet bis zum
letzten Bissen, zum letzten Schluck. Die andren sind jünger,
fahrig, zuthunlicher. Der eine möchte wissen, was es zu
Mittag geben wird, schmeichelt um seine Kostfrau herum,
ängelt nach den Töpfen, die auf dem Kochherde stehen.

„Kostfrau, was Bratenes? . . .“

„Andren sind Knödel lieber.“

„Kindsfleisch, Kostfrau? . . . Ja? . . . Gelt? . . . Das
giebt so gute Suppe! . . .“

„Schweinernes! . . .“

„Ja! . . . Ja! . . . Ja! . . .“

„Und recht viel Salat! . . .“

„Kostfrau . . . der Netisch! . . .“

Es ist die piepsende Stimme des Kleinen, wie der Schrei
eines geängstigten Vogels klingt sie.

Die Frau hebt den Schöpflöffel.

„Netisch! . . . Vogt! . . . Werdet Ihr wohl das Kleine
in Ruh' lassen! . . . Da, jetzt schwinnt der Tisch schon
wieder! . . . So alte Klacheln! . . .“

„Kleines! . . . Hä—hä—hä! . . . Mutte—er! . . .“

„Klachel! . . . Lieb' ich mir net gefallen! . . .“

Geschrei, Gelächter, Herumzerren. Immer wieder treibt
die Frau:

„Essen! . . . Essen! . . . Essen! . . .“

Blötzlich legt sie einem die Hand auf die Schulter.

„Vogt, nicht die Semmel einstecken! . . . Zuerst muß
man was im Magen haben, dann kann man arbeiten.“

„Der Vater Martin sagt anders!“ . . .“

„So—o?“

„Wenn man den heiligen Geist net anruft, nügt alles
Studieren nichts. . . .“

Um den runden Tisch ist es mit einmal still geworden.
Aller Augen blieden gespannt auf die Frau. Sie wissen, ihre
Kostfrau läßt auf die „Patern“ nichts kommen. Der „Pfarrer“
runzelt die Stirn, der alte Lehramtskandidat löffelt gleich-
mäßig weiter. Vogt thut, als wäre die Kostfrau gar nicht
in der Nähe.

„Kloß auf —“

„Kloß nieder!“ respondiert der Kleine. Die andren
winden sich vor Lachen. Der Frau ist das Blut ins Gesicht
geschossen.

„Schand und Spott! . . .“

Sie muß abbrechen, ihre Mundwinkel zucken.

„. . . der Herr Professor. . . .“

Jetzt ist bei Vogt kein Halten mehr. Ernsthaft nachäffend

fährt er fort: „Die Heidenkinder . . . in Afrika . . . wenn ich
schie zusammenfang . . . schind geschaidter . . . als ihr . . . Kloß auf —“

„Kloß nieder! . . .“

„Ja Vogt, woher wissen Sie denn das?“

„Ach, Kostfrau, das weiß die ganze Stadt. Nicht die
„Schweinderln“ allein — er wies auf den Kleinen und die
andren Gymnasiasten — die „Brettelrutscher“ der Bürger-
schule, wir von der Lehrerbildungsanstalt — alle wissen es . . .
Fehsch hab' ich den Kerl drei, vier . . . fünfmal gepriest . . .
die beschte Klasse war eine halbe Erschte; sonst lauter Zweite
und Dritte oder eine Null . . . Setz Dich, Lump! . . .“

Die Frau weiß nicht, was sie sagen soll. Da fällt ihr
Blick auf die Wanduhr. Sofort ruft sie nach dem großen
Vorderzimmer:

„Halb acht ist's! . . . Maß! . . .“

„Drinnen wird ein Stuhl gerückt.“

„Ach! . . . Na, ja! . . .“

Dann hebt ein Gerumpel an, und eine weinerliche Stimme
erklingt:

„Wo sind denn meine Stiefel? . . . Tant! . . . Tant
Vene! . . . Mir haben sie meine Stiefel gesto . . . en! . . .“

Ein kichernder Ton, halbverschluckt und durch Murren
erstickt, macht die Frau aufsehen. Sie findet nur einfältige
Gesichter; dem und jenem steht der Mund auf, und das obere
Lid hängt über das Auge.

„Tant! . . . Tant! . . .“

Es klingt wie die helle Verzweiflung. Die Porzellan-
töpfchen sind mit einmal leer, von den Studenten verzieht sich
einer nach dem andern.

Unter der Thür bleibt das Kleine stehen, wendet sich und
eilt zurück. Die Frau weiß, was das elternlose Kind will.
Mit beiden Händen hebt sie ihn halb empor und küßt ihn
mitten auf den Mund. Dann läuft der Kleine den andern
nach.

Als Vene sich umbreht, kann sie nur mit Mühe das
Lachen verbeißen.

„Na ja, der Maß!“

Da steht er vor ihr, der sechzehnjährige Bürgerschüler,
der „Doppelstudent“, wie ihn die Kameraden nennen, weil er
zu jeder Klasse wenigstens zwei Jahre braucht, groß und stark,
mit nackten Füßen und mit einem mordsdummen Gesicht. In
der Rechten schwenkt er einen Stiefel, der einem Drescher
passen könnte, und er greint:

„Da, den andern haben mir die Lausbuben versteckt,
der Vogt und der Netisch und der scheinheilige „Pfarrer“ . . .
Wenn ich ihn net find', kann ich heut' net mit'm Ehrtiegel
gehen . . .“

In Vene fährt der Zorn.

„An die Schul' denkst d' net . . . Die geht Dich ja nichts
an! . . . Wennst nur Dein Essen hast . . . viel und gut. . .“

Sie wendet sich wieder nach dem Kloben.

„Frit, schau mal nach! . . . Dem dummen Maß haben
sie wieder einmal einen Stiefel versteckt. Er möcht' am liebsten
die Schul' schwänzen. Den Faulenzer kenn' ich schon! . . .“

Im Vorderzimmer klingt eine Taste an, der Deckel des
Pianos klappt. Gleich darauf kommt ein Stiefel durch den
Kloben geflogen.

Das Gesicht der Frau ist ganz rot. Sie schreit den „weit-
schichtigen“ Vetter an:

„Jetzt machst d' aber! . . . Verstehst mich?! . . . Wennst
in fünf Minuten net draußen bist, dann geh' ich mit Dir —
zum Direktor! . . . Weißt, wie damals . . .“

Die Drohung hilft. Im Umdrehen ist Maß angezogen,
hat auf einen Zug seinen Kaffeeteller leer und stolpert mit
einem Arm voll Büchern davon. Das Abschiedswort bringt
er nicht mehr heraus, er hat den ganzen Mund voll halb-
zerkauter Semmel . . .

Frit kommt in die Küche und hält Vene die Hand hin.
Ueber das Gesicht der Vierzigjährigen fliegt es wie mütter-
liche Weichheit. Der strenge Zug um den Mund ist ver-
schwunden. Sie nickt ihm zu.

„Bleib' noch ein bißl.“

Und als er sich gesetzt, mustert sie den jungen, frischen
Burschen, dem schon leichter Flaum über die Lippe sich zieht.
„Gast d' Angst? . . . Du kannst doch Deine Sachen?! . . .“

*) Schlußband der Romantrilogie „Geimat“. (1. Band „Vene“,
2. Band „Der Förster von Konradseuth“.)

Ueber seine milden Augen senkte es sich wie ein Schleier. Er sah an ihr vorbei.

„Angst nicht . . . Aber ich weiß, er wird mich wieder trigen, ich kann es anstellen, wie ich es will.“

„Der Jakob?“

Er nickte.

„Der kann Dir doch nichts anhaben! . . . Du bist doch im Latein und Griechischen mit der Beste in der Klasse! . . .“

„Trotzdem! . . . Mit den andren, die etwas können, ist er gut, mit manchem macht er seine Späße . . . Bei mir heißt es immer, wenn ich fertig bin: „Ist gut — der Nächste!“ . . . Er verhöhnt mich, wo er kann. . .“

Sie riß einen Stuhl vom Tisch und ließ sich nieder. In ihren Augen glomm es auf.

„Der Professor Jacob?“

„Direkt nicht. Aber jeder versteht es, daß es auf mich geht. Wir reden doch eine andre Sprache, als die in der Stadt! Und ich kann doch nicht anders, als ich es beim Vater gelernt! Da fragt er: „Hösel, wie nennen die Jäger die Hasenohren?“ — „Löffel!“ — „Und die Füße?“ — „Läufe!“ — . . . Dann sieht er mich an, schüttelt aber gleich den Kopf und sagt: „Nein, den Gruber brauch' ich nicht zu fragen, das ist ja ein Nordförster! . . .“ Der weiß ja mehr, wie wir! . . . „Gruber, wie viel Böcke haben Sie schon geschossen? . . .“ Die andern schreien vor Lachen . . . Er hat etwas gegen mich. Deshalb, weiß ich nicht. Wie soll das erst zur Matura werden? . . .“

Die Frau hatte bei der Erzählung ihres Neffen den Kopf hin und her gewiegt. Ihre Blicke waren über die blau-gestrichene Küchenwand geglitten. Jetzt gab sie sich einen Ruck, und forsch' Klang ihre Stimme:

„Weißt, Fritz, einen Försterssohn hält' ich mir eigentlich ein bisl' anders vorgestellt . . . So kann doch Dein Vater net g'wesen sein! . . . Ein Förster ist doch kein Butterhörndl! . . . Weißt d', was der Gruber, Dein Vatersbruder, der Förster von Konradsreuth, g'sagt hat? . . . „Und wenn sie mit Spießen kommen, sie werden schon sehen, was sie davon haben!“ . . .“

Schnell erhob sie sich.

„Das merl' Dir! Und auch vor der Matura brauchst d' keine Angst zu haben. Den Jakob dengele ich noch! . . . So, und jetzt ist Zeit, Fritz! . . .“

Ihre Stimme war wieder weich geworden. Sie ging mit ihm bis zur Thür, schloß sie hinter ihm und zog den Vorhang wieder zu, nachdem er die Treppe hinabgestiegen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Musterbetrieb.

Von Emil Rosenow.

Es war kurz nach der Freistündspause. Der Fabrikant war, wie gewöhnlich, durch den Betrieb gegangen, um sich zu überzeugen, ob auch alle arbeiteten. Diesmal hatte er's eilig gehabt. Seit vierzehn Tagen mußten die Leute bis in die Nacht hinein Ueberstunden machen. Es lagen mehrere große Aufträge vor, willkommenes Futter in dieser stillen Zeit. Sie mußten bewältigt werden und da die Betriebskraft nicht ausreichte, so ordnete der Fabrikant eben Ueberstunden an und die Arbeiter mußten sich's gefallen lassen, ob sie wollten oder nicht. Was, sollte der Fabrikant etwa ein Mistlo übernehmen und neue Maschinen aufstellen, die wo möglich nächstens leer standen? Da mochten besser die Arbeiter Ueberstunden machen; man bezahlte ihnen ein paar Pfennige mehr, riskierte gar nichts und steckte doch den hohen Profit der großen Aufträge ein.

Die übermüdeten Arbeiter aber, die mit schweren Augen und gebeugtem Rücken an den Maschinen standen, machten finstere Gesichter und der Fabrikant schob eilig vorbei, damit niemand ihn anhalten und ihm etwas vorlamentieren konnte. Glücklich kam er auch aus dem stickigen Raum hinaus und warf hastend die Thür hinter sich ins Schloß. Verflucht noch 'mal, er würde, wenn er Arbeiter wäre, gewiß nicht solch' ein Dohle sein und in solchem Dunst arbeiten! Aber es ging nun 'mal nicht anders.

Wie er das Comptoir betrat, standen da zwei Arbeiter, die auf ihn warteten. Er zog ein mißvergnügtes Gesicht.

„Was wollt Ihr denn hier, hä? So wenig zu thun? Geht doch an eure Maschinen!“

„Man hat uns 'rüber geschickt,“ sagte der Eine. „Wir sollten 'mal mit Ihnen sprechen. Es ist nämlich in der Fabrik nich mehr zum Aushalten. Eine ganz verdorbene Luft . . .“

„Ei, so macht doch die Fenster auf, zum Teufel!“

„Ja, dann ist's wieder vor Kälte nicht auszuhalten. Die zwei eisernen Defen heizen zu schlecht und es zieht aus allen Löchern.“

„Soll ich wegen Euch vielleicht Dampfheizung machen? 's hat doch immer mit den Defen gegangen.“

„Nu, sehen Sie, wenn Sie die Ventilation 'mal in Ordnung bringen ließen . . . sie is' ganz verdröck und eingeroftet. Manchmal liegt so viel Holzstaub in der Luft, daß man sich gegenseitig gar nich' sehen kann.“

„Ach, papperlapapp. Wie ich noch jung war, gab's überhaupt keine Ventilation. Da mußten die Arbeiter im größten Drecks stehen und se waren did und gesund dabei.“

„Nu aber . . . 's geht auch mit 'n paar Maschinen nich länger. 's sind die reinsten Mordmaschinen, nehmen Sie's nich übel. Die Schutzvorrichtung fehlt und dabei steh'n wir im Arbeiten so dicht bei einander, daß wir uns gegenseitig fast ins gangbare Zeug hineinstoßen.“

Der Fabrikant stampfte wütend mit dem Fuße auf und schlug ein Buch zu, daß es trachte. „Ich laß' nu' mal nich't machen, zum Donnerwedder! Die Bude is alt, das weiß ich, aber ich kann keine neue hinstellen. Ihr müßt Euch eben einrichten, ich muß 's ja auch, hä?“

„Na, das heißt, Sie brauchen keine vierzehn Stunden in der Bude zu steh'n . . .“

Der Fabrikant funkelte hinter der Brille die beiden Leute an. „Jetzt hab' ich's aber satt! . . . Euch is's einmal nich' recht zu machen. Sind keine Aufträge da, so lamentiert Ihr über den flauen Betrieb, und is' 'mal was zu thun und müßt Ihr 'mal 'ne Ueberstunde machen, und wenn Ihr noch so viel verdient, dann is's wieder nich' richtig. Ich laß' nich't machen und damit basta! Wem's nich' paßt, der kann gehen.“

Die Arbeiter sahen einander an und gingen dann achselzuckend hinaus. Der Fabrikant schimpfte noch eine Weile mit dem Buchhalter über die Anmahnung der Arbeiter, denen nichts mehr gut genug sei. Dann zündete er sich eine Cigarre an und gassie zum Fenster hinaus. Der Vormittagszug war eben angekommen und vom Bahnhof her kamen die paar Helfende die Straße herauf.

Da stürzte der Lehrling herein. Er hatte die Post vom Bahnamt geholt.

„Herr Mittelwitz, Herr Mittelwitz . . ., ich irr' mich nich, ich hab' ihn selbst gesehen. Der Gewerbe-Inspektor is' mit dem Zuge angekommen!“

Herr Mittelwitz hatte kaum das Wort „Gewerbe-Inspektor“ gehört, als er wie von der Tarantel gestochen herumfuhr und zur Thür hinaus über den Hof in die Fabrik stürzte. Eine Wolke von Holzstaub schlug ihm entgegen.

„Hä . . . pfui . . . man kommt ja um vor Dred! Fenster auf! Fenster auf! Durchzug machen!“ Die Arbeiter rissen die Fenster auf, der Fabrikant öffnete die Thüre, sodas' ein scharfer Luftzug durch den Saal pfiff und mit dem Staub auch das bißchen Ofenwärme hinauszog. Inmitten des Saales stand der Fabrikant und schimpfte. „Wie oft hab' ich gesagt, es soll gelüftet werden. Ich will, daß frische Luft hier drinnen sein soll. Aber man kann sagen, was man will. 's wird nich gemacht. Warum is die Ventilation nich geöffnet, hä? Wer hat die Ventilation so verdröcken lassen? Und wo is' die Schutzvorrichtung? Zum Donnerwedder, wer hat hier von der Maschine die Schutzvorrichtung abgemacht, hä? Und warum sind keine Kohlen im Kasten? Ich hab' doch angeordnet, 's soll immer für Brennmaterial gesorgt sein.“

Die Arbeiter sahen sich ganz erstaut an. Soust durften die Fenster nicht geöffnet werden, damit die Wärme blieb, die Defen waren meistens kalt, weil es nur zweimal täglich Kohlen gab, die Ventilation war seit einem halben Jahr unbrauchbar und an den Maschinen hatten sie noch nie Schutzvorrichtungen gesehen.

Während der Fabrikant noch schimpfte, erschien der Inspektor in der Thüre. Herr Mittelwitz war wie aus den Wolken gefallen.

„'n Morgen, Herr Inspektor. So unerbötigt . . . Sie seh'n mich gerade 'mal wieder für Ordnung sorgen. Wenn man nich' immer dahinter is . . .! Aber die Arbeiter wissen leider den Wert der Schutzvorschriften gar nich zu schätzen. Das muß man ihnen aufzwingen, förmlich aufzwingen . . . Da seh'n Sie 'mal, da ha'm se an der Maschine die Schutzvorrichtung abgemacht, weil's zu unständig beim Arbeiten is, kein Fenster wird geöffnet, den Ofen lassen se ausgehen, die neue Ventilation ha'm se verrosten lassen. Na, aber ich werde jetzt 'mal für Ordnung sorgen.“

Der Inspektor sah sich um und lobte dann des Fabrikanten Eifer. Es schein auch nötig, daß Herr Mittelwitz sich darum bekümmern muß, wenn die Arbeiter so wenig Interesse für ihren eignen Schüz zeigen. . . . Dann gab er einige Anordnungen. Die Schutzvorrichtung müßte wieder angebracht werden, Ventilation, Heizung, Lüftung. Herr Mittelwitz fiel ihm ins Wort: er trage sich mit dem Gedanken einer Dampfheizung. Auch die Petroleumlampen sollen 'raus, in ein paar Wochen kann schon alles elektrisch sein. 's is noch nich bestimmt. Der Inspektor nickte befriedigt und fragte dann die Arbeiter, ob sie Beschwerden hätten. Die beugten sich tief über ihre Arbeit.

Der Gewerbe-Inspektor trat mit dem Fabrikanten auf den Hof hinaus.

„Ja, seh'n Sie,“ meinte Herr Mittelwitz wichtig, „wenn alle Arbeitgeber so wären wie ich, und so dahinter wären . . ., die Gewerbe-Inspektion brauchte nich halb so viele Anzeigen zu

machen. Man muß eben 'n bißchen für seine Arbeiter sorgen. Hab' ich recht, Herr Inspektor?"

"Gewiß, Herr Misselwig, gewiß. Sorgen Sie nur, daß die paar Einrichtungen gemacht werden, dann hab' ich gar nichts auszustellen."

"Aber gewiß, Herr Inspektor."

"Na, denn will ich mal zu Schläter hinübergehen. 'n Morgen, Herr Misselwig."

"'n Morgen, Herr Inspektor!"

Der Fabrikant kam wieder ins Comptoir. Er lagte in sich hinein. "Na, das wär' wieder 'mal für 'n paar Monate überstanden." Er entzündete seine ausgebrannte Cigarre. Plötzlich fiel ihm etwas ein. Er trat ans Telephon. "Achundvierzig. Weberei Schläter." Als sich diese meldete, kreischte er: "Hier Misselwig." Und mit einer tiefen, gruseligem Bassstimme setzte er hinzu: "Der Geberbe-Inspektor kommt!" Er lagte, als er durch den Apparat die entstehende Bewegung auf dem Comptoir der Weberei vernahm und meinte: "Mir können sie nichts wollen. Wie's sonst aussieht, is ganz egal. Aber immer stramm sein, wenn kontrolliert wird, das is die beste Schutzvorrichtung." —

Kleines Feuilleton.

bt. Niels Henrik Abel. Fintoe sind es 100 Jahre, seitdem in einem norwegischen Kirchspiel, Hundee mit Namen, ein Knabe geboren wurde, der später kaum dem Jünglingsalter entwachsen die wissenschaftliche Welt durch die fruchtbarsten Leistungen in Erstanten setzte, so daß sein früh erfolgter Tod — er starb am 6. April 1829, also bevor er das 27. Jahr zurückgelegt hatte — als unersetzlicher Verlust betrauert wurde.

Das Vaterland Abels hat großartige Vorbereitungen getroffen, um den hundertjährigen Geburtstag seines großen Sohnes würdig zu feiern. Aber wer war Abel, was hat er geleistet? werden diejenigen fragen, die seinen Namen wahrscheinlich zum erstenmal hören. Das liegt nicht etwa daran, daß seine Arbeiten nicht über den engen Rahmen seines Vaterlandes hinaus Bedeutung erlangt haben, vielmehr ist es wohl gerade dem Umstande geschuldet, daß sein Forschungsgebiet diejenige Wissenschaft bildete, bei der man am wenigsten von einer nationalen Entwicklung reden kann, die höhere Mathematik.

Den Nicht-Mathematiker erfährt ein gelindes Grauen, wenn sein Auge in ein Buch aus dem Gebiete der höheren Mathematik fällt, die seitens langen Formeln voller geheimnisvoller Zeichen, Wurzeln, Differentiale, Integrale starren ihn an wie die rätselhaften Hieroglyphen auf altägyptischen Denkmälern oder wie chinesische Schriftzeichen. Mit widerstrebenden Gefühlen steht er einem solchen Buche gegenüber, je nach Reigung und Temperament gewinnt das eine oder das andre die Oberhand; das eine ist das Gefühl der unbegrenztesten Hochachtung vor den Männern, die solche geheimnisvolle Dinge bewältigen, die der gewöhnliche Menschenverstand nicht fassen kann, das andre ist das überlegener Verachtung der Personen, die sich so abstrusen, weltfremden Grübeleien ohne praktischen Zweck hingeben. Das letztere Gefühl überwiegt in unserer mannmongierigen Zeit bei den Bourgeois, das erstere bei den naiven Arbeitern, die vielfach noch in jedem Doktor oder Gelehrten etwas wie ein höheres Wesen erblicken. Daß das Gefühl der Verachtung unbedeutend, ein Zeichen des Niederganges ist, daß bei wissenschaftlicher Forschungsarbeit die Frage der Erkenntnis, nicht die des Nutzens im Vordergrund stehen muß und steht, darüber wollen wir hier keine Worte verlieren. Aber auch das naive mit einer Spur von Verehrung gemischte Staunen muß überwunden werden und an seine Stelle die genießende Erkenntnis treten. Freilich wird es immer Wissensgebiete geben, deren Forschungen im einzelnen der Menge unbekannt bleiben müssen; aber über den Zusammenhang dieser Forschungen mit der allgemeinen Wissensentwicklung sollte in großen Umfassen wenigstens jeder unterrichtet sein; wenn heute die Bildung der Arbeiter hierzu im allgemeinen nicht ausreicht, so erhoffen wir doch von der fortschreitenden Kulturentwicklung im Sinne des Socialismus einen erheblichen Fortschritt in dieser Richtung.

Die höhere Mathematik verdankt ihre Entstehung und Fortentwicklung nicht etwa der Freude an begrifflichen Spielereien, sondern der fortschreitenden Erkenntnis der natürlichen Zusammenhänge in der Welt. Schon die Alten sahen sich genötigt, zur Darstellung der Bewegungen der Himmelskörper die verschiedensten geometrischen Gebilde, Cylindern, Epicycliden zc. eingehend zu untersuchen. Aus den Arbeiten von Kopernikus und Kepler entstand eine ganz neue Wissenschaft, die Himmelsmechanik; nachdem die Bewegungen der Himmelskörper erkannt waren, galt es, dem Mechanismus derselben nachzuspüren. Die Grundlage für die Bewältigung dieser Aufgabe lieferte das Newtonsche Gesetz der allgemeinen Anziehung der losmischen Körper; aber dadurch wurden der Berechnung von Bewegungen ganz neue Aufgaben gestellt, zu deren Bewältigung neue Rechnungsarten erdormen werden mußten. Derselbe Newton, dem es gelang, die Bewegungen am Himmel auf eine allgemeine mechanische Ursache zurückzuführen, war es auch, der zuerst die unter dem Namen Infinitesimalrechnung bekannte Methode des Rechnens aufbaud.

In steter Wechselbeziehung mit einander haben sich dann die Himmelsmechanik und die höhere Analysis entwickelt; die eine lieferte die Probleme, die andre die Methoden zu ihrer Lösung. Mit der Zeit wurde der Umfang beider Gebiete so groß, daß eine gewisse Teilung der Arbeit eintreten mußte; der Astronom benutzte zwar die Hilfsmittel der Mathematik, konnte aber schöpferisch an ihrer Weiterentwicklung nicht mitarbeiten, für den Mathematiker ergaben sich auch unabhängig von der Astronomie innerhalb seines Gebietes selbst neue Aufgaben, durch welche die schon bekannten Methoden über sich hinauswiesen.

Auf diesem letzteren Gebiete liegen vorzugsweise die Arbeiten Abels; in einem Alter, in welchem die meisten noch schwer mit der Aneignung der schon bekannten Ergebnisse der höheren Rechnung zu thun haben, bereicherte er bereits die Wissenschaft mit den schönsten Entdeckungen. Die Abelschen Gleichungen, die Abelschen Integrale, die Abelschen Funktionen werden stets bedeutsame Abschnitte der höheren Rechnung bilden. Ihr besonderer Wert kann hier nicht angedeutet werden; aber auch ohne das Verständnis für die Einzelheiten seiner Arbeiten müssen wir uns über einen so hervorragenden Geist freuen und sein Andenken in Ehren halten. —

— Eine Reklame. Auf einem Sonntagsausfluge, so erzählt den "Münchener Neuesten Nachrichten" ein Abonnent, kam ich unlängst nach Fürholzen. Ich war des Willens, an der offenen Wirtschaftshür vorbeizugehen, da bemerkte ich außerhalb der Umzäunung des Gartens, von einem Kastanienbaum beschattet, eine Tafel (sogenanntes Marterl), deren Bild meine Aufmerksamkeit wachrief; es zeigte einen umgestürzten Leiterwagen, den davor gespannt gewesenen Schimmel in weiter Flucht und mehrere händeringende menschliche Gestalten. Ich war daher des Glaubens, daß hier wohl ein großes Unglück geschehen sei. Kopfschüttelnd aber las ich die darunter befindliche Dichtung:

Hier an dieser Stelle
Kann das Unglück schnelle,
Kaum zu glauben —
Ach, wie dumm,
Des Wirtes Schimmel warf da um.
D'rum Vorsicht, doch auch nicht verzagen —
Gefährlich ist's am Leiterwagen.
Man muß alles gut bedenken,
Insbesondere das Pferdelenken!
Merkt Dir, Wandrer, die Geßicht'
Und traun' keinem Schimmel nicht.
Dank dem Herrn, er war uns gnädig,
Reune waren verheiratet, Fünfe ledig.

Jetzt war ich so gescheit wie zuvor; es blieb mir deshalb nichts übrig, als meinem Vorsatz ungetreu zu werden und doch einzukehren, da meine Witzbegierde noch nicht befriedigt war; schmunzelnd erzählte mir der Wirt, von dem ich nähere Aufklärung erbat: "Scharn S', Herr, auf diese Art kommen viele und fragen, und damit habe ich noch kein schlechtes Geschäft gemacht. Passiert ist den Vereitigten weiter nichts." —

Theater.

Schiller-Theater N. Eröffnungsvorstellung. — In dem abwechselungsreichen Lebenslauf des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters oben in der Chausseestraße hat ein neuer, und diesmal ein vielversprechender Abschnitt begonnen. Die Operette, die sich früher und dann nach längerer Unterbrechung zuletzt wieder in diesen Räumen etabliert hatte, macht nunmehr wiederum dem Schauspiel Platz. Zum Glück unter total veränderten Umständen. Die abenteuerlichen dramatischen Experimente, die blutigen, durch meterhohe Plakate angekündigten Mordstücke im schlimmsten Vorstadt-Theater-Geschmack, mit denen Direktor Samst es seiner Zeit versucht hatte, sind ein für allemal an dieser Stätte begraben; und ebenso sicher ist es, daß der damals auf diesem Theater heimische Schauspieler-Dilettantismus — die älteren Mitglieder der "Freien Volksschule" werden sich seiner noch aus eigener Anschauung erinnern — seine Auserkennung feiern wird. Die Traditionen des Schiller-Theaters, dessen Leitung das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater jetzt erworben hat, bürgen für Ernst und Gediegenheit des künstlerischen Strebens auch in dem neuen Unternehmen. Gutes billig zu bieten, und hierdurch weite Kreise, denen die alten teuren Theater notwendig verschlossen sind, zum Genuß dramatischer Werke heranzuziehen, war das Programm, mit dem das Schiller-Theater von vornherein auftrat. Die Folge hat bewiesen, daß das Programm mehr als ein frommer Wunsch war, daß es in einem wirklichen Bedürfnis wurzelte. Kein andres Theater in Berlin hat dauernd so volle Häuser gehabt. Und was im Osten von Berlin gelang, das muß wohl auch im Norden möglich sein. Die breitere Basis wird, das darf mit Recht gehofft werden, zugleich auch vermehrte Mittel und damit auch vermehrte Kraft für die Erfüllung des hochgesteckten Zieles schaffen. Die Vorstellung der Schiller'schen "Braut von Messina", mit der am Mittwoch das Schiller-Theater N. — diesen Namen soll es künftig führen — eröffnet wurde, mag als gute Vorbedeutung gelten. Bis zum Rande war das Haus gefüllt und dankte mit lauten Beifall. Daß nicht alles in dem Spiel auf gleicher Höhe stand, ist selbstverständlich, aber die beiden Hauptrollen, die Isabella der Gertrud Arnold und der Don César Päßles, waren Leistungen, die sich auf jeder ersten Bühne mit Ehren hätten sehen lassen können. —

Intimes Theater. — In dem Aufschwung des deutschen Theaterwesens während des letzten halben Menschenalters spielt das Bestreben nach „Intimem“ eine beträchtliche, doch weniger erfolgreiche Rolle als andre Bestrebungen. Man wird schon nicht recht klar, was mit diesem Schlagwort gemeint sein soll. Am klarsten ist noch der Gegensatz kleinerer und wohligh ausgestatteter Räume gegenüber den üblichen zu großen und prunkhaft ausgestatteten Räumen. Sodann gilt es, in Zusammenhang damit, einen innigen Rapport zwischen Bühne und Publikum. Im wesentlichen aber sollte man hier das Intime doch wohl verstehen als eine Dichter- und Schauspielertum, die nicht in äußerlichen und groben und stillstehenden vereinfachenden Zügen arbeitet, sondern durch innerlich verlesende, feine, mannigfach eindringende Striche, und die im Zuschauer einen Aufbau von Stimmungen hervorbringt. Unter den Dichtern mag Strindberg, unter den Schauspieltruppen die des Deutschen Theaters zu Berlin diesem Ideal am nächsten gekommen sein. In der dramatischen Musik dürfte schwerlich etwas derartiges zu verzeichnen sein; Wagnerth befißt einiges davon, geht aber in der Hauptsache just andre Wege, Wege der Wirkungen auf das Festsich-Gewaltige, in großen Linien Ueberwältigende hin. Ein „Intimes Theater“ war 1895 zu München entstanden, ein Versuch, mit Liebhaberspielern mitten in alltäglicher Umgebung Wirklichkeit zu spielen. Ein Strindberg, ein Fjällschén und ein Georg Büchner waren die aufgeführten Autoren, ein Verschieben in Künstlerfestung war das Ende. Vor etwa einem Jahr tröstete man sich über den Untergang des Ueberbrettlis mit dem Gedanken an das Erscheinen einer kleinen, feinen Bühnentum aus seinem Schutt. Die „Lebenden Lieder“ retteten sich in den alten Offenbach hinein, und „Schall und Rauch“ brachte es zu einer Anerkennung der neuen Gattung eines „lyrischen Dramas.“ Das alles ist im Verhältnis zu dem Anspruch eines großen Schlagwortes gering; am geringsten aber ist wohl das, was wir vorgestern als ein neues „Intimes Theater“ kennen gelernt.

Die Grenze zwischen Bühne und Brett, zwischen Kunst und Ill., zwischen Aufkommen und Verlöschen in der Berliner Schauspielwelt läuft über den Alexanderplatz und zwar mitten durch jene Theaterbude durch, in der das Ueberbrettel an sein Dämmerlicht trat. Längst ist es weiter über diese Grenzen hinausgezogen und hat nur seine Schatten zurückgelassen. Aus dem „Buntten“ soll jetzt ein „Intimes Theater“ unter Dr. Arthur Pischerhofers Direktion werden. Am Mittwoch wurde es eröffnet, aber noch nicht geschlossen. Vielleicht wird es bald umbenannt: „Parodistisches Theater“ könnte es mit mehr Recht heißen. Parodien auf sociale Zustände und noch mehr auf herrschende Richtungen der dramatischen Litteratur waren die eigentlichen Gaben des Eröffnungsabends. Darin und nicht in der „Intimität“ die Bedeutung des neuen Unternehmens zu sehen ist eine Wendung zum Guten, die der Unternehmer hoffentlich als solche acceptiert. Es gab ein paar gelungene Einakter, die mit einer aber auch gar nicht intimen, sondern derb äußerlichen, einfärbigen Zeichnungsweise zu wirken suchten! Georges Courtelines Verspottungen der französischen Justiz sind bekannt; „Ein Stammgast“ setzte diese Bekanntheit fort. Hennequin, Bracco und Strindberg wurden von Pischerhofer zur Herstellung dreier „parodistischer Ehe-Bruchstücke“ (!) benützt, die die Ehe und die Ehelitteratur lächerlich machen; das letztere geschieht in dem dritten der Stücke („Der Papa“) wohl am besten.

Zum Schluß eine „große romantische“ Operette: „Elisa, die Tauerherbrant“ von Claude Terrasse. Zum Glück haben wir unsren Musikreferenten zu Hause gelassen; der arme Kollege würde Blut und eine Geschichte der musikalischen Parodie geschwitzt haben. Das Glück scheint nämlich in der That eine solche Parodie sein zu wollen; wenigstens merkt man es an einem Angerutent- Terzett und einem Ring-Quintett. Oder ist es nur Mitleid des Kritikers, daß wir daran durch eine solche Auffassung etwas zu retten versuchen?

Gespielt wurde zumeist gut; gesungen wurde — ich weiß nicht, soll ich auch da sagen: parodistisch? — h. s.

Technisches.

ie. Ein Hexenmeister aus Alt-Berlin. Vor hundert Jahren starb in Berlin ein Mann Namens Enslén, der sich seinem Beruf gemäß als Optiker und Mechaniker bezeichnete. Er war aber seinen Genossen im Handwerk so weit überlegen, daß nicht nur sein Ruhm bis auf den heutigen Tag erhalten zu bleiben verdient, sondern auch seine Leistungen in gewisser Beziehung noch jetzt als vorbildlich zu schätzen sind. In dem neuesten Heft der „Centralzeitung für Optik und Mechanik“ widmet William Wenzel dem alten Meister eine Gedächtnischrift, die das Können Ensléns in ein helles Licht rückt. Enslén konnte als Hexenmeister in der Schaffung von Automaten bezeichnet werden. Er vermochte selbstständig arbeitende Spielzeuge aller Art mit einer geradezu stammenswerten Technik und Vollendung auszuführen. Da war zunächst ein „junger Spanier mit der Panpfeife“. Bevor das Orchester zu spielen begann, gab der Knabe die Tonart an. Sollte die Musik einsetzen, so nicht er dreimal mit dem Kopf. Dann präliodierte der Automat, spielte eine Andante, und nun setzte der „junge Spanier“ selbst mit der Arie des Papageno „Der Vogelfänger bin ich ja“ ein. Die Figur blies auf der Panpfeife genau so, wie es ein Lebender hätte

machen müssen, indem er stets diejenige Pfeife an den Mund brachte, die dem verlangten Ton entsprach. Er saß dabei auf einem Stuhl, schlug mit den Füßen abwechselnd den Takt zur Musik, schlenkerte darauf mit den Beinen und geberdete sich wie ein wirklicher Junge. Hielt man ihm ein Licht vor den Mund, so blies er es aus, denn neben dem Flötenwerk war im Innern des Spaniers ein Blasbalg angebracht. Die Töne wurden ebenfalls durch Blasbälge erzeugt, die in Verbindung mit einem sumreichen Urtwerk auch die Bewegungen der Beine und des Kopfes der Figur wirkte. Der Mechanismus war so genau gearbeitet, daß er nie versagte noch einen unreinen Ton zuließ.

Von großartiger Wirkung war auch eine Damenfigur, die mit beiden Händen mittels Hämmerchen auf einem aus 20 Glasstäben bestehenden Klavier spielte und dabei sehr natürliche Bewegungen ausführte. Ferner fertigte Enslén einen singenden und hüpfenden Kanarienvogel mit innerem Flötenwerk, Walzen und Federn. Er beschäftigte sich auch mit einem Problem, das seit neuester Zeit zu wissenschaftlichen Zwecken wieder aufgenommen ist, nämlich mit der Herstellung kleiner Luftballons in verschiedenen Gestalten. Man erlante schon damals die Bedeutung solcher Ballons zur Erforschung der höheren Luftschichten und eröffnete in den Berliner Tagesblättern eine Subskription für ausgedehnte Versuche mit dieser Erfindung, die jedoch nicht genügende Beteiligung fand. Immerhin wurden etwa 30 solcher kleinen Ballons in Wien und andern europäischen Hauptstädten zu den Wolken emporgeschossen. Die größte Anerkennung aber fand ein von Enslén konstruierter Seiltänzer in Lebensgröße, der seine Kunst mit einer bewunderungswürdigen Vollendung jeder Bewegung ausführte und ein geradezu geniales Kunstwerk der Mechanik darstellte. Die Figur verneigte sich vor dem Publikum, schwang sich dann mit Eleganz und Leichtigkeit auf das Seil, ließ sich herab, hob sich wieder empor und stand schließlich auf dem Kopf. Diese Bewegungen wurden nicht etwa ruckweise, sondern mit der Ruhe und Grazie eines lebenden Künstlers ausgeführt. Der Automat verlor auch von seinem Fuß eine Bandschleife und reichte dann den Fuß hin, damit sie wieder befestigt würde. Für den Beifall der Zuschauer dankte der Seiltänzer mit Kopfnicken. Die Beschreibung dieses merkwürdigen Apparats ist noch erhalten. Enslén war auch in der Berliner Gelehrtenwelt hoch geachtet und wurde von der Berliner „Gesellschaft naturforschender Freunde“ zu jeder Sitzung geladen. —

Humoristisches.

— **Fahnenweihe.** Festordner: „Jagt san ma schön in der Tint'n! D' Festjungfrau will nimma mitthoa, wenn ihr der Schriftführer net de rüchständig'n Alimant'n zaht!“ —

— **Eine wahre Geschichte.** Auf der Brühlischen Terrasse in Dresden sitzen zwei schneidige Vollblut-Germanen, aufscheinend Referendare, an einem Tisch, als sich ihnen ein polnischer Jude im jüdisch-polnischen Kostüm (langer Kasten, lange Stiefel und mit den unvermeidlichen Pies geziert) mit der Frage, ob es erlaubt sei, Platz zu nehmen, nähert und, ohne Antwort abzuwarten, sich niedersetzt. Ueber die Vergroberung der Tischrunde wenig erfreut, wendet sich der eine der Herren an den Juden mit den Worten: „Wissen Sie nicht, daß Sie hier unter Antisemiten sitzen?“ Worauf ihm die verblüffende Antwort wird: „Entschuldigen Se, meine Herren, so lang Se sich hier anständig betragen, können Seruhig sitzen bleiben.“ —

(„Jugend“.)

Notizen.

— Der „Simplicissimus“ hat für das Jahr 1903 einen Kalender herausgegeben. Außer der Umschlagszeichnung und den Monatsbildern enthält der Kalender nichts als aufgewärmte Sachen aus früheren Nummern des „Simplicissimus“ und recht viel Annoncen. — Geschäft! — Geschäft! —

— Max Reinhardt tritt am 1. Januar 1903 aus dem Verbands des Deutschen Theaters. Er wird sich ganz seinem eignen Unternehmen, dem „kleinen Theater“ („Schall und Rauch“) widmen. —

— Josef Lauffs neues Drama „Der Heerohme“ erlebt am 20. September im Lessing-Theater seine Erstaufführung. —

— Gorkis „Kleinbürger“ werden nun doch schon am Sonnabend im Lessing-Theater in Scene gehen. —

— Gottfried Keller wird ein Grabdenkmal auf dem Züricher Centralfriedhof erhalten: einen Granitsockel, auf dem eine Cyste und ein Obelisk aus rosafarbigem Marmor ruhen. Die Cyste hat die Form einer antiken Aschenkiste; sie enthält die in luftefener Kapsel verschlossene Asche des Dichters. Der Obelisk ist mit einem aus dem Stein herausgearbeiteten Reliefbildnis Kellers geschmückt. Der Entwurf rührt vom Professor Bluntzli, das Porträt vom Bildhauer Rich. Kistling. —

— Ein ausgewachsener Seehund, 1,80 Meter lang und 2,20 Centner schwer, ist in der Habel (in der Nähe von Paretz) erlegt worden. Es ist der erste Seehund, den man bisher in der Havelgegend beobachtet hat. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 7. September.